

# Der große Ton.

Eine Humoreske von Erik Brentano.

Peter Paul Schruh war Musiker und blies die Posaune. Das ganze Geschlecht der Schruhs hatte seit uralten Zeiten diesen Beruf geübt. Die Posaune war bei ihnen erblüht geworden, sie wurde sozusagen jedem neuen Sprößling in die Wiege gelegt, seit der Urvater der Familie, wie die Sage erzählt, sich zum ersten Mal beim Umlaufen der Mauern von Jericho betätigt und sich unter Josuas Befehl durch seinen mächtigen Ton ehrenvoll auszeichnete hatte.

Auch dieser Ton war den Schruhns verblieben. Jeder Nachkömmling besaß ihn und war stolz darauf, auch Peter Paul, der sich durch ihn den Ehrentitel „Schruh mit dem Ton“ erworben hatte. Freilich nicht immer zur Zufriedenheit des Kapellmeisters, des altberühmten Wiener Gungl, unter dessen Direktion Peter Paul lange Jahre alles gut und mit absoluter Sicherheit vom Blatt blies, und überhaupt der zuverlässigste Musiker war, wenn nur der allzu große Ton nicht zuweilen bedenklich sein sonstiges Talent beeinträchtigt hätte. Aber darin war er unverbesserlich; jedes Fortschreiten unter seinem Hauch zum Fortissimo, und vergeblich wintete ihm der alte Gungl mit Taktstock und linker Hand Mahigung zu, wenn er mit tiefen roten Wangen und hervorquellenden Augen sein mächtiges Instrument handhabte, stolz auf seinen Ton, den seiner Ansicht nach kein anderer Blech-Kollege besaß. Und da einige spähhafte Stammgäste der Gunglschen Volkskonzerte nicht müde wurden, stets erneute Bewunderung über Peter Pauls kraftvolle Leistungen zu heucheln, so wurde der Ton immer größer und Gungl schüttelte öfters bedenklich sein Haupt, wenn Schruh in seine Posaune blies, als gälte es, die biblische Jericho-Fatale noch einmal in Szene zu setzen.

Nun hatte die Kapelle eine Nummer auf dem Programm, auf die Schruh ganz besonders stolz war: „Die beiden Grenadiere“ von Reffiger, die mit einem kleinen Posaunen Solo begannen, das „Schruh mit dem Ton“ selbstverständlich blies und sich dabei derartig in sein Instrument hineinlegte, daß die Wände des Saales erzitterten. Die Nummer mußte fast jeden Abend gespielt werden und wenn sie nicht auf dem Programm stand, wurde sie regelmäßig aus einer gewissen Ecke des Auditoriums durch Zuruf verlangt.

Wäre Menschen behaupteten, in dieser Ecke saßen die zahlreichen Freunde und Verwandten von Schruh, während andere wissen wollten, daß das selbst eine Anzahl lustiger Brüder postiert war, welche die kleine Schwäche unseres Soldaten kannten und es als einen gelungenen Zug betrachteten, ihm so oft wie möglich zu seinem Solo zu verhelfen.

Der Kampf zwischen Gungl und dem Posaunisten dauerte mehrere Jahre lang, ohne daß es dem ersteren gelungen wäre, seinem Widerpart den „übergroßen Ton“ abzugewöhnen. Da half kein Ermahnen, kein Witten, und wenn der Kapellmeister sich endlich zur Androhung der Kürzung verließ, mächtigte sich Schruh wohl ein paar Abende, um dann wieder unentwegt zu blasen, zum Gaudium der Eingeweihten, die sich weidlich über die komische Verzweiflung Gungls amüsierten.

Endlich aber sollte diesem ein Helfer erstehen und zwar in der Person eines seiner Musiker, eines urwüchsigen Norddeutschen; Hummel, den Mutter Natur mit einer guten Dosis Witzes begabt hatte.

Es war an einem Sonntag. Wieder erklangen nach Schluß der ersten Abteilung aus der bekannten Ecke des Saales, so lange die Ruhe nach den „beiden Grenadiere“, bis sich Gungl, leicht seufzend, der Aufforderung fügte und das Zeichen zum Beginn der vielbegehrten Nummer gab.

Und nun ereignete sich etwas Unerhörtes. Kaum schmetterte Schruh die ersten Töne seines Solos in den dichtgefüllten Saal, als plötzlich mit einem Schlag sämtliche Lichter erloschen, eine geradezu ägyptische Finsternis über die Orchester- und Hörer einbrüllte und eine wahrhaft tragische Panik entstand. Der weidliche Teil des Auditoriums kreischte laut auf, der männliche Teil erregt durcheinander, von allen Seiten erklangen verworrene Zurufe, die endlich in dem Gejohle „Licht! Licht!“ gipfelten, als mit einem Male eine mächtige Walfähne die Worte in die angstbelegte Menge warf:

„Schruh hat das Gas ausgeblasen!“ Die Wirkung war frappant. Ein homerisches Gelächter brauste durch den Saal und als dieser gleich darauf wieder im hellsten Lichte strahlte, wollte die stürmische Heiterkeit sein Ende nehmen beim Anblick des unglücklichen Posaunisten, der vollständig zerschmettert und „Posaune bei Fuß“ in dem Schalltrichter seines Instrumentes kniete.

„Bravo, Schruh, bravo!“ erkante es von allen Seiten, „da capo! Nochmals ausblasen!“ bis Gungl von der allgemeinen Fröhlichkeit angefaßt, den Taktstock hob und einen seiner lustigen Walzer erklingen ließ, dessen bezaubernde Klänge wie Del auf empörte Meereswogen wirkten. Schruh aber hatte sich aus dem Orchester beurlaubt, das heißt, er war auf einen Wink seines Herrn und Meisters in einem Nebenzimmer verschwunden, wo er melancholisch über die unheimliche Wirkung seines gewaltigen Tons nachdachte und erst später, mit Heiterkeit begrüßt, auf dem Musikpodium erschien.

Am Abend des bewegten Tages fand der Hausdiener des Konzertlokals in seiner Lade zwei blanke Guldenstücke, die er von dem findigen Hummel dafür erhalten hatte, daß er im entsprechenden Augenblick so prompt den Hauptkahn der Gasleitung schloß, und zu derselben Zeit stand Schruh gesenkten Hauptes vor Gungl und beantwortete dessen langatmige Vorwürfe mit dem latinischen Versprechen: „Ich werde künftig nur einen Grenadier blasen!“

Nun bläst er schon lange nicht mehr. Er hat sich zu seinen bleichgeväuligen Vätern verlammt, und da er keine Nachkommen hinterließ, trug man mit ihm auch den „großen Schruh-Ton“ zu Grabe.

Schade! Richard Strauß hätte ihn so glänzend in seinen „Salomes“ und „Elektras“ verwerten können.

„Ab jehn se!“

Von Chr.

Se ha'm et mechtig eilich alle Beede, der englische Ring uff de eene un der Russen-Nidel uff de andre Seite. Nichtmal de reijuräre Ziehetje kenn se abwarten; janz genau als wenn wo so mit 'ne düste Nid-Rompanie unse Klamotten heimlich un sachtelens von de Wadastraße nach'n Zrienen Wech wapslangen würden — indem denn der Hauspapa sein' Wize eilich anband'n dächte: det'a uff so'ne windige Nieta nich besa uffsteckt hat. Hindestojen jaght so'n Keenich isohaupt keene Nieta nich. Un wenn der Nidel schon't lange druff aus is, auszutragen, so is dabran wenija der Dalles an Monasterstenschuld, als die Batschunschabeel in sein Pallaß, weil ob un zu plechtig 'ne Dynamitbomme oda'n Dollisch oda 'ne Zift-Flohle losjeht. Jd jooobe aba nich, det der Nidel vorläufig for die Art Berufsunfälle Angst zu ha'm braucht, indem se sich ihm sauba for späta uffheben wer'n, damit se een ha'm, den se for den valor'nen Kriede de Jaede voll hau'n kenn'. — Hierentjeen is den Ring seine Wohnung uff eemal jrade von wejen det Dynamit unmissa jeword'n. Nich, det et sei ihm in de bustan Eden rumlicht — aba et fällt ab un zu wat von oh'm runta. Denn die Zeppline maaden sich een' Hauptjez dabraus, mit Bommen uff de Rittü zu schmeißen, wobei se so unbeselich sin', nichmal vorher „Kopp wech!“ zu rufen. — Uff die Zeppline will der Nidel lieba jarnich erst lauan. Der hat schon von Hindenburg'n seine Unbeselichkeit de Neefe pläng, der et nich lassen kann, Nideln einjalwech uff de Haden zu treten, ohne ooch bloß eemal „Parbond!“ zu sagen. So'ne Trobiane jeht eben een jutagog'na Keenich lieba ans'n Weje. So kommt et, det Ring un Nidel an't Niden denken — wat ihr die andan jetreien Bundesbridea ibrijens schon frecha vorjemaht ha'm. Als erla dabuffe der Serbenpeta aus Besrad, denn der Beljierkeenich aus seine Hauptstadt, dabruß richte Musjoh Poongatardj bei Nacht un Nebel nach Bordoß. Wenn nu ooch der Ring un der Nidel frangezehen Abschied nehm', bleib't bios noch der kleine Keenichschirmkeenich von Rom ibriß. Lange wird et bei den ooch nich mehr dauan, bis seine lieben Untatan' nach'n jreisen, weil se een Karnidel for ihr Kriechsmallör brauch'n. Denn wird Ji Kee ooch losjoden, un er sucht sich amende noch een hütel Pläkten uff'n Wesuv — wenn da ooch noch so velle. Pech un Schwefel uff sein Keenichschirm pladdert. — So sind aus de Alljierien de Rinfalijierten jeword'n — ab jehn se mit de Rafenbante un idalassen' ihre Wölka, aus bei Schlamassel wieda rauszufind'n!

Vorgezeitiges Ende.

Frau Oberlehrer: „Hier bringe ich Ihnen das Buch über die Schweiz wieder zurück, das Sie meinem Mann gegeben haben, Herr Schulze.“

Buchhändler: „Wie, Ihr Mann ist von seiner Reise schon wieder zurück, Frau Oberlehrer? — Hat er denn in so kurzer Zeit auch diesen „Führer durch die Schweiz“ ganz abfolvert?“

Frau Oberlehrer: „Ach nein, er ist auf der fünften Seite schon abgeblüzt.“

Sturmangriff mitgemacht haben?“

Reisegastin: „Ach ja! der mußte immer dabei sein, wo was los war!“

Ein verhängnisvolles Wort. — A.: Ich glaube, Sie hätten Absichten auf Fräulein Müller?“

B.: Das war einmal! Aber nach

dem, was sie mir geizern sagte, ist mein Interesse aus für Sie? A.: „Was jagte sie denn?“ B.: „Sie jagte „Nein!“

# Praktisch.

Eine amerikanische Humoreske von Friedrich Chieme.

Reverend John Walbron lag bis zur Nasenspitze unter seiner Bettdecke. Draußen fiel der Regen klatschend auf das Pflaster, der Sturmwind piffte seine unheimliche Melodie — um so angenehmer fühlte man sich unter dem schützenden Dach und der schützenden Decke. Langsam senkte sich der Schlummer auf des Reverends Augen, da wurde plötzlich die Hausglocke gezogen — einigemal rasch hintereinander, daß es wie Sturmgeläute klang.

Der fromme Reverend unterdrückte mühsam einen sehr unfrommen Fluch und legte sich auf die andere Seite.

„Ich denke gar nicht daran aufzustehen“, sagte er zu sich. „Bei so einem Hundewetter kann man sich leicht den Tod holen, wenn man aus dem warmen Bett heraustrückt... du kannst läuten, bis dir die Finger abfallen... ich rühre mich nicht.“

Ding — ding — ding — ding — ding — machte es draußen, und wollte der Reverend nicht riskieren, daß die ganze Straße rebellisch würde, mußte er nach dem beharrlichen Rufestörer sehen. Er warf also einen Schlafrock um, eilte die Treppe hinunter, durch den kalten Hauseingang zum Haustor.

„Wer ist da? Was gibts?“ rief er durch das Tor.

„Ich will Reverend John Walbron sprechen.“

„Was wollen Sie von ihm?“

„Einen Dienst.“

Die Stimme klang flehentlich; John schob den Riegel zurück und öffnete, ohne die Sicherheitskette zu lösen. Das Tor stand halb offen.

„Ich bin es und meine Braut, Bessy Douglas.“

„Wer sind Sie?“

„Ich bin Jimmy Perkins... mich kennen Sie nicht, aber meine Braut Bessy gehört in Ihren Pfarrsprengel. Verzeihen Sie, Reverend, aber wir wollen heiraten.“

„Jetzt... um diese Stunde!“ rief der Reverend. Bei dem halboffenen Tore zitterte er vor Kälte und Jörn.

„Deshalb läuten Sie mich bei diesem Wetter aus dem Bette? Den Tod kann ich davon haben. Kommen Sie morgen... nachmittags... nach fünf Uhr.“

Die Zähne klapperten dem Pastor vor Kälte. Er ließ die Zipfel seines langen Schlafrockes los, um das Tor aufzuschlagen und den Riegel vorzuschieben. Aber Jimmy war ein Riese und schob seine breite Schulter in die Türspalte.

„Ich bin trostlos, Reverend, aber es muß sein. Ich bin ein praktischer Mensch und will Ihnen alles erklären.“

„Morgen... morgen!“

„Bessy und ich sind Jungengespielten... Wir haben uns schon als Kinder gelannt...“

„Morgen... morgen... nachmittags... fünf Uhr“, zähneklapperte der Reverend.

„Eines Tages gingen wir beide spazieren.“

„Gehen Sie zum Teufel!“ schrie der Reverend und machte vergebliche Versuche, das Tor zuzubrüden.

„Ich verliebte mich und wir beschloßen zu heiraten.“

„Wenn Sie sich nicht sofort trocken so rufe ich telephonisch die Polizei, drohte der Pastor.

„Wir wollen also heiraten“, fuhr unbeirrt Jimmy fort, „wenn Sie uns nicht zusammengeben, so muß es eben ohne Segen der Kirche gehen.“

„Ist mir auch recht!“ grölte John. „Aber Herr Pastor!“ warf vorwurschvoll Bessy ein.

Der Reverend schämte sich seiner Voreiligkeit und sagte: „Also kommen Sie morgen früh.“

„Ach Gott“, meinte Bessy. „Jimmy ist so hümmisch und morgen ist's zu spät.“

„Also kommt herein und wartet in meiner Arbeitsstube.“

John Walbron eilte die Stiege hinauf, um entsprechende Toilette zu machen — schließlich kann man in Schlafrock keine Trauung vornehmen — und kam nach einer Viertelstunde in seine Arbeitsstube.

Das Brautpaar stand Hand in Hand; sie hatten ihre Regenumhüllen abgelegt, aber die Mäntel behalten. Der Reverend stellte sich hinter seiner Schreibtisch, legte die Bibel vor sich hin und gab den beiden jungen Leuten ein Zeichen, sich niederzusetzen. — Dann sang er an:

„Im Namen...“

„Einen Augenblick, Reverend!“ rief Bessy, die gerade in einen Spiegel geblickt und gesehen hatte, daß ihr Hüschieh sah und der Regensturm ihr Haar gründlich zerzaust hatte.

John Walbron lächelte gütig und wartete bis Bessy ihre rebellischen Locken in Ordnung gebracht und

ihren Hut richtig aufgesetzt hatte; rasch strich sie auch den Mantel ab und zeigte sich nun in ihrem ganzen Glanz: eine feine, weiße Bluse, deren Kragen mit einer Brosche zusammengehalten war, in deren Mitte Jimmys Bild paradierte.

„So ist es hübscher“, meinte sie und setzte sich neben Jimmy.

Der Pastor begann nun die Zeremonie, die ohne Unterbrechung bis zum Ringwechsel und Segen gedieh.

„Also... jetzt ist man Mann und Weib?“ fragte Jimmy.

„Bessy Douglas ist Ihre Frau, Jimmy Perkins, nach den heiligen Gesetzen unserer Kirche.“

„Da kann ich ihr also einen Ruf geben!“ fragte Jimmy und zog seine junge Frau an sich, während der Pastor distinkt sich an seinem Bücherschrank zu tun machte.

„Wir werden Sie nicht lange mehr belästigen, Reverend“, meinte Mister Perkins. „Nach Bessy, daß du in deine Mäntel kommst. Rasch... Ich will dir beistehen.“

„Vorerst müssen Sie diese Urkunde unterschreiben... Sie und Bessy.“

Während dies geschah, meinte Jimmy:

„Es ist doch wirklich sehr schön von Ihnen, Herr Pastor, daß Sie uns verheiratet haben... ich begreife ja ganz gut, es ist um Mitternacht gerade keine angenehme Störung... aber wir werden uns schon dankbar erweisen... Nicht wahr, Weibchen?“

Dieser „praktische“ Mensch schien sehr verlegen; offenbar wußte er nicht, wie er dem Pastor das vorbereitete Rubert in die Hand drücken sollte.

„Das war meine Pflicht. — Ich wünsche euch recht viel Glück und Segen in eurer Ehe.“

Dann gab er Mister Jimmy die Trauungsurkunde und — wartete.

Jimmy räusperte sich; er suchte in allen Taschen und zog endlich ein Taschentuch heraus, in das er sich geräuschvoll schnuzte. Der Reverend schritt zur Tür, verlegen folgte ihm der neue Ehemann.

„Wir sehen uns noch... wir sehen uns bald“, sagte er zwischen Tür und Angel.

„Wenn ich aber bitten darf, kommen Sie nicht so spät“, meinte der Pastor und schloß etwas ärgerlich das Haustor. Er hätte die zehn Dollars so notwendig gebraucht und nun wars wieder nichts.

Zwei Jahre waren seitdem vergangen; es war Sommer. Reverend Walbron saß in seiner Laube und arbeitete an seiner Sonntagspredigt. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm.

„Verzeihung, Herr Pastor, daß ich so eindringe, aber das Gartentor stand offen und ich sah Sie in der Laube... Ich freue mich sehr, Sie wieder zu sehen.“

Dabei streckte er dem Prediger seine Hand entgegen.

„Ich freue mich ebenfalls“, lachte Walbron. „Obzwar ich nicht weiß, mit wem ich die Ehre habe.“

„Schauen Sie mich nur genau an, Reverend!“

Der Pastor tat wie gewünscht; er schüttelte aber den Kopf.

„Na ja“, meinte lächelnd der Mann. „Als ich die Ehre hatte, Sie das erste mal zu sprechen, war es nicht so hell und schön wie heute... Ich bin Jimmy... Jimmy Perkins... den Sie in der Winternacht verheiratet haben mit Bessy... Sie haben damals gar nichts von uns bekommen... Erinnern Sie sich jetzt, Reverend?“

„Jetzt erinnere ich mich!“ rief der Reverend aus. „Sie waren ja damals in Mäntel gehüllt. Auch ist es schon ziemlich lange her.“

„Ja, wie die Zeit vergeht... Wir haben einen Bubens... einen prächtigen Keel, sage ich Ihnen.“

„Sind Sie glücklich?“

„Man kann nicht glücklicher sein... Bessy ist eine Muttergattin... lieb und gut... und eine zärtliche Mutter... es gibt keine zweite, die so brav ist.“

„Na, das freut mich“, meinte der Reverend beiläufig, ohne zu ahnen, was der brave Mann eigentlich von ihm wollte. „Es ist recht schön, daß Sie so glücklich sind.“

„Das verdanken wir Ihnen, Herr Pastor, und ich bin gekommen, um Ihnen unseren Dank abzustatten.“

Er griff in die innere Brusttasche und zog daraus ein großes Rubert.

„Ich muß Ihnen nämlich die Sache erklären“, meinte er. „Wenn ich damals in der Nacht weggegangen bin, ohne etwas zu zahlen, so ist das deshalb, weil ich nicht wußte, ob Bessy eine gute Hausfrau und brave Gattin sein wird. Wenn sie es nicht gewesen wäre, so hätte ich mich von ihr scheiden lassen und dann... Na, Sie verstehen ja... Ich wollte mich erst vergewissern, ob die Geschichte von Dauer sein wird, bevor ich zahle... Man will doch für sein Geld auch etwas haben, was Bestand hat... nicht! Ich bin ja ein praktischer Mensch!“

Damit legte er das Rubert auf den Gartentisch und blinzelte den Pastor oerschnüht an.

Er war ganz stolz auf seinen Einfall, der „praktische“ Mensch.

dem, was sie mir geizern sagte, ist mein Interesse aus für Sie? A.: „Was jagte sie denn?“ B.: „Sie jagte „Nein!“

dem, was sie mir geizern sagte, ist mein Interesse aus für Sie? A.: „Was jagte sie denn?“ B.: „Sie jagte „Nein!“

As sung over 500 times by Ruth Peebles, in Melville Raymond's production

“THE SEMINARY GIRL”

# The Haughty Butterfly

Words and Music by F. CHANNON

Lento Moderato

Once a but-ter-fly liv'd in a gar-den fair Midst ros-es and trel-lis'd  
In the shade of the gar-den a vio-let grew And ten-der-ly told his  
The sun in the west-ern sky sink-ing low Shone out with its gold-en

vine— She was wood by all the flow-ers that grew, Who  
love— But she sneer'd and cried "What! I mar-ry you!" Then  
light— Where sad and worn this but-ter-fly lay In

praised her beau-ty so fine— A— las! the old sto-ry a— gain is told, She  
flut-ter'd her wings up a— bove:— "A lov-er to win me must be a king With  
such a ter-ri-ble plight— Her wings once so daint-y are bat-ter'd and torn She

grew quite con-cept-ed and vain— Tho' sip-ping the gifts from  
pow-er and wealth to im-part— The vi-ol-let sad now  
longs for that gar-den, so fair— For just up a— bove Where

each flow'r-y stem She treat-ed their love with dis-dain—  
hunch down his head And cher-ish'd a poor bro-ken heart—  
branch-es hang low A spar-row has spied out his lair—

REFRAIN  
Moderato  
Oh this proud and haugh-ty but-ter-fly On her  
Oh this proud and haugh-ty but-ter-fly On her  
Oh this proud and haugh-ty but-ter-fly Nev-er

daint-y wings would flut-ter-by— Such beau-ty rare is seen So I  
daint-y wings would flut-ter-by— To fields and pas-tures new She spread  
more 'mongst flow'rs will flut-ter-by— Never more her wings shall spread For a

mean to be a queen" said the proud and haugh-ty, haugh-ty, haugh-ty but-ter-fly.  
out her wings and flew Such a proud and haugh-ty, haugh-ty, haugh-ty but-ter-fly.  
las, she now is dead! Is that proud and haugh-ty, haugh-ty, haugh-ty but-ter-fly.